Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 28 (1949)
Heft: 8

Artikel: Goethe, der Kosmopolit
Autor: Brügel, J.W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-336213

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ROTE REVUE

28. Jahrgang August 1949 Heft 8

J. W. BRÜGEL

Goethe, der Kosmopolit

Zu seinem zweihundertsten Geburtstag – 28. August 1949

Schularbeit in einer Mittelschule in Mecklenburg: Goethes «Faust» und der Zweijahresplan. Zeitungsbericht 1949.

Die Art, wie er seine Zeit angeschaut hat, auf unsere Zeit zu übertragen, ist eine Torheit. Franz Mehring, «Neue Zeit», 1899.

Zum hundertfünfzigsten Geburtstag Goethes ist Franz Mehring, der Klassiker der sozialistischen Literaturbetrachtungen, in die Klage ausgestoßen, daß die «Pflege von Goethes Andenken in den Händen der Goethe-Pedanten und der Goethe-Philologen» ist, und er hat Gottfried Kellers Beschwerde darüber zitiert, daß sich «eine Art Muckertum im Goethe-Kultus» geltend mache, die dem großen Dichter gegenüber nur kritiklose, aber zugleich vollkommen verständnislose Bewunderung kenne. Die Goethe-Pedanten und die Goethe-Philologen sind seither fast vollkommen ausgestorben; um so vernehmlicher machen sich dafür im Goethejahr 1949 diejenigen bemerkbar, die aus dem Zusammenhang gerissene Stellen aus Goethes Werken zur Rechtfertigung ihres Handelns, zur Rechtfertigung nicht nur der theoretischen Grundlagen ihrer Politik, sondern auch der Einzelfragen ihrer politischen Praxis heranzuziehen bemüht sind.

Aber Goethe, dessen öffentliches Wirken mehr als 60 Jahre umspannte, die voll der revolutionärsten Veränderungen waren, hat keineswegs immer die gleichen Ansichten mit immer der gleichen Begründung verfochten – auch einem Übermenschen, der er zweifellos war, könnte ein solches Maß unbeirrbarer, von den Tagesereignissen unbeeinflußter Ausgeglichenheit des Urteils kaum zugemutet werden. In einem viele Millionen Worte umfassenden Werk kann nicht alles zeitlos und für die Ewigkeit gültig sein, weder in künstlerischer noch in ideologischer Beziehung. «Wer ihn als einen nie irreführenden Leuchtturm im Meer des Lebens betrachtet», sagt Mehring, «der muß und

wird auf Sandbänke und zwischen Untiefen geraten.» Aber auch derjenige wird und muß enttäuscht werden, der ehrlich glaubt, er könne durch das Versenken in Goethes Werke eine innerlich logische und weltanschaulich fundierte Antwort auf die Fragen finden, die das Leben der Gegenwart aufwirft. Goethe hat in einer andern Zeit gelebt und gewirkt, und er hat nicht einmal den Problemen dieser Zeit gegenüber immer die gleiche Haltung eingenommen. Wie verfehlt wäre es angesichts dessen, an seine Beurteilung mit den Augen der Gegenwart heranzugehen, wie vermessen ist es, ihn für eine bestimmte, in der Gegenwart selbst heftig umstrittene Auffassung von Gegenwartsproblemen zu reklamieren!

Bedeutet das, daß wir uns an der unvergleichlichen Schönheit der Goetheschen Sprache nur künstlerisch zu erbauen vermögen, daß sie uns nur ästhetischen Genuß vermitteln kann? Wenn wir uns gegen die Ausdeutung Goethes zugunsten bestimmter politischer oder weltanschaulicher Strömungen wenden, gegen eine Ausdeutung, die nur eine gewaltsame sein kann, dann wollen wir damit keineswegs behaupten, daß uns der Denker Goethe nichts mehr zu sagen hat. Aber als Sozialisten können wir aus der Gedankenwelt Goethes nur dann wirklichen Genuß ziehen, wenn wir uns nicht weigern, sie in dem historischen Rahmen, in dem sie sich entwickelt hat, zu sehen. Nur dann können wir das Zeitgebundene an ihr abstreifen und die zeitlosen Wahrheiten auf uns wirken lassen, die Goethe in Vers und Prosa so genial formuliert hat.

«Männerstolz vor Königsthronen», wie es Schiller verlangt hat, hat Goethe nie bewiesen. Von dem Herzog und späteren Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach wüßte die Nachwelt überhaupt nichts, hätte er nicht als Achtzehnjähriger den damals sechsundzwanzigjährigen Goethe nach Weimar eingeladen und ihm dort eine Sinekure gegeben, die ihm durch weitere 57 Jahre ein äußerlich sorgloses Leben und Schaffen ermöglicht hat. Dieser Karl August mag ein wenig aufgeweckter gewesen sein als die Rotte der andern Duodezfürsten, die Deutschland damals beherrschte. Aber Goethes im hohen Alter Karl August gespendetes Lob kann die Verbitterung des jungen Dichters über den Mißerfolg seiner Bemühungen nicht vergessen machen, aus dem Fürsten so etwas wie einen aufgeklärten Absolutisten zu machen, welche Verbitterung in den Briefen an die Frau von Stein zum eruptiven Ausbruch kam. Goethes krampfhafte Versuche, Eckermann gegenüber sein Verhältnis zu Karl August zu rechtfertigen («Diene ich denn etwa einem Tyrannen? Despoten? ... Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist.») spiegeln in Wirklichkeit nur sein Unbehagen über die Abhängigkeit von einem geistig inferioren Men-

schen wider. Ärger waren die Lobeshymnen, die er zu Ehren eines der widerwärtigsten Habsburger, nämlich Franz I., angestimmt hat («Ihro des Kaisers von Österreich Majestät» – «Er kommt! er naht! – Wie fühlt bei diesem Schalle – Die Seele gleich sich ahnungsvoll bedingt!»), weil Hochdero geruht hatte, nach Karlsbad zu kommen, – selten wurde höchste Sprachkunst an einen nichtigeren Anlaß vergeudet. Es zeigt uns, daß sich auch der genialste Mensch zwar in manchem, aber nicht in allem, über seine Zeit erheben kann. Den Hof von Weimar durch seine Verbindung und spätere Heirat mit einem Proletariermädchen in moralische Entrüstung zu versetzen, hat Goethe nicht gezögert, aber den lächerlichen Zwergen, die damals die Großen dieser Welt waren, ist er keinen Beweis der Reverenz schuldig geblieben.

Goethes Verehrung für Napoleon läßt sich wohl auch teilweise aus Napoleons so offen bekundeter Verehrung für Goethe erklären, aber doch wohl nur teilweise. Hauptsächlich war es doch der Dank für den frischen Lufthauch, den dem Anscheine nach Napoleon und in Wirklichkeit die ihm vorangegangene Französische Revolution in die stickige deutsche Atmosphäre gebracht hatte. Dieser Revolution war Goethe, wie er selbst später (1824) bedauernd bekannte, verständnislos gegenübergestanden, ja er hatte ihre Auswüchse sogar in wenig witziger Weise verspottet. Aber bei der Beurteilung Napoleons hatte sich Goethe nicht durch nationalistische Phrasen verwirren lassen, wenn er auch für den gestürzten Napoleon auch wieder kein gutes Wort übrig hatte. 1830 war er für Goethe nur ein Mann, der «das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte», aber solange Napoleon noch an der Macht war, war ihm solche Erleuchtung nie gekommen.

Im modernen Sinn war Goethe zweifellos kein Demokrat[1], obwohl er den klugen Satz geprägt hatte:

> «Welche Regierung die beste sei? Diejenige, die uns lehrt, uns selbst zu regieren.»

Aber das Sein bestimmt das Bewußtsein: in seinen mannigfachen Regierungsfunktionen in Weimar hatte er die beste Gelegenheit, sein echtes soziales Gefühl zu betätigen und sich als sozialer Reformator zu bewähren. Wovon er träumte, war die Ausweitung solcher Möglichkeiten. Voraussetzung dazu war natürlich, daß an der gesellschaftlichen Struktur, die ihm diese Möglichkeiten einräumt, nichts wesentliches geändert wird. Seinem Mitgefühl mit der leidenden Kreatur und seinem Streben nach sozialen Reformen ist er sein Leben

---

[1] Wieviel richtige Beobachtungen und falsche Schlußfolgerungen sind nur in der folgenden Stelle aus «Wilhelm Meisters Wanderjahren» enthalten: «Nichts ist widerwärtiger als die Majorität: denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich abkommandieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.»

lang treu geblieben, und es führt eine gerade Linie von dem Stoßseufzer des dreißigjährigen Dichters:

> «Hier will das Drama (Iphigenie) gar nicht fort, es ist verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte.»

zu der großartigen Vision des sterbenden Faust, der die Arbeit für die Gemeinschaft («Eröffn' ich Räume vielen Millionen – Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen») als Höhepunkt menschlicher Betätigung preist:

> Ja! Diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
> das ist der Weisheit letzter Schluß:
> Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> der täglich sie erobern muß . . .
> Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
> auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Wer immer versuchen mag, Goethes Lebensweisheit für seine politischen Ziele zurechtzubiegen, die deutschen Nationalisten haben es nie mit einigem Anspruch auf Glaubwürdigkeit vermocht! Sie hatten nie eine rechte Freude an dem Weltbürger Goethe, und wenn sie sich auch meistens hüteten, sich offen gegen ihn zu wenden, dann nur, weil ihnen der Mann zu groß, der Glanz, der von dem Menschen Goethe und seinem Werk ausstrahlte, zu mächtig war. Goethe, der universalste Geist, den die deutsche Nation hervorgebracht hatte, war in jedem Zug seines Wesens ein Kosmopolit. Diejenigen, die diese Bezeichnung neuerdings als ein Schimpfwort betrachten, mögen es sich gesagt sein lassen, daß es eben diese kosmopolitische Einstellung Goethes war, die ihn nicht nur die französische Kultur bewundern, sondern auch an dem beginnenden kulturellen Streben der damals «geschichtslosen» slawischen Nationen lebhaften und befruchtenden Anteil nehmen ließ. Dabei war Goethes Werk – man denke nur an gewisse Szenen im «Faust» – sicherlich mindestens so «deutsch» im nichtanrüchigen Sinne des Wortes wie alles, was die Deutschtümler je zusammengeschrieben haben. Goethes mahnende Worte an das deutsche Volk («das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist») haben unter völlig anderen Voraussetzungen ihren tiefen Sinn nicht verloren:

> «Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
> bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.»

Ebenso wie seine Warnung:

> Verflucht sei, wer nach falschem Rat
> Mit überfrechem Mut

Das, was der Korse-Franke tat,
Nun als ein Deutscher tut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh' es, trotz Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen schlecht.

sich jene Nichtdeutschen heute zu Herzen nehmen sollten, die alles, was sie tun, scheinheilig durch den Hinweis auf die Verbrechen Hitlers und Himmlers zu rechtfertigen suchen. Es wird stets zu den Ruhmesblättern in der Geschichte von Goethes langem Leben gehören, daß er der nationalistischen Psychose der völlig zu Unrecht so genannten Befreiungskriege nicht erlag und ihr gegenüber «kühl bis ans Herz hinan» blieb. Die Bedeutung dieses Abseitsstehens wird auch dadurch nicht gemindert, daß Goethe später glaubte – auch Titanen sind zuweilen von opportunistischen Anwandlungen nicht frei –, dafür Buße tun zu müssen. Wie er das tat, war auch wieder bezeichnend für ihn: «Auf Bestellung» schrieb er 1814 ein Festspiel, «Des Epimenides Erwachen», das nach einer bis zur Unverständlichkeit allegorischen Handlung in nichtssagenden Plattheiten («So rissen wir uns ringsherum – Von fremden Banden los – Nun sind wir Deutsche wiederum – Nun sind wir wieder groß») ausklingt, von denen jeder Kenner sehen mußte, daß sie sich der innerlich unbeteiligte Dichter abgezwungen hatte. Zwei Jahre vor seinem Tode, im März 1830, ist Goethe im Gespräch mit Eckermann nochmals auf die Frage zurückgekommen, warum er 1813 an der Aufpeitschung der nationalistischen Instinkte nicht teilgenommen hatte. Leider hat er es sich auch da nicht nehmen lassen, die erfreuliche Tatsache seines Abseitsstehens durch einige opportunistische Ausweichmanöver abzuschwächen:

> «Wie hätte ich die Waffen ergreifen können, ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können, ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben... Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß? Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!»

Goethe wäre Goethe geblieben und kein nationalistischer Barde geworden, wenn er 1813 statt 64 nur 24 Jahre alt gewesen wäre. Ihm war der *Furor teutonicus* ein Greuel an sich, und diese Einstellung bedurfte keineswegs einer – noch dazu so lahmen – Rechtfertigung, die überdies die Wirkung der schönen, an die Adresse der Franzosen gerichteten Worte stört. (Dankte Goethe Gott wirklich, «als wir sie los waren»? War denn irgend etwas besser gewor-

den?) Aber unmittelbar darauf folgen einige klassische Sätze voll zeitloser Wahrheit, die alles Vorangegangene tief in den Schatten stellen und das wunderbarste Bekenntnis zu einer von nationalen Vorurteilen freien humanistischen Weltauffassung bilden:

> «Überhaupt ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man *gewissermaßen über den Nationen* steht, und man *ein Glück oder Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet.* Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte.»

Ehrfurcht vor der Größe eines Geistes erfaßt uns, der vor 120 Jahren in einer deutschen Kleinstadt diese majestätischen Worte sprach. Mit einem schrillen Aufschrei «Das ist reiner Unsinn!» hat Adolf Bartels, der deutschvölkische Literaturpapst, sie verzeichnet, und es ist dieser Urlaut aus dem Teutoburger Wald, der uns klarer als vieles andere sagt, wo die Grenzlinie zwischen Kultur und Barbarei zu finden ist. Allen Versuchen abhold, die olympische Erscheinung Goethes in den Dienst einer den Interessen des Tages und der Stunde dienenden Propaganda zu stellen, beugen wir uns vor seinem Andenken voll Demut und zugleich voll Stolz darüber, daß das, was zeitlos ist an Goethes Werk, denen gehört, die eine Welt voll Menschlichkeit und sozialer Gerechtigkeit erstreiten wollen.

Aus Goethes Maximen und Reflexionen

Alle Gegner einer geistreichen Sache schlagen nur in die Kohlen: diese springen umher und zünden da, wo sie sonst nicht gewirkt hätten.

Man sagt: eitles Eigenlob stinket. Das mag sein. Was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publikum keine Nase.

Der Müller denkt, es wachse kein Weizen, als damit seine Mühle gehe.

Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man voran im Brette bewegt: sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird.

Der Handelnde ist immer gewissenlos, es hat niemand Gewissen als der Betrachtende.

Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen bösen Stand.

Man erkennt niemand an als den, der uns nützt. Wir erkennen den Fürsten an, weil wir unter seiner Firma den Besitz gesichert sehen.

Jede große Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wirkt tyrannisch; daher die Vorteile, die sie hervorbringt, sich nur allzubald in Nachteile verwandeln. Man kann deshalb eine jede Institution verteidigen und rühmen, wenn man an ihre Anfänge erinnert und darzutun weiß, daß alles, was von ihr im Anfange gegolten, auch jetzt noch gelte.

Welches Recht wir zum Regiment haben, darnach fragen wir nicht – wir regieren. Ob das Volk das Recht habe, uns abzusetzen, darum bekümmern wir uns nicht; wir hüten uns nur, daß es nicht in Versuchung komme, es zu tun.

Es ist nicht genug, zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug, zu wollen, man muß auch tun.

Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande.

Das Publikum will wie Frauenzimmer behandelt sein: man soll ihnen durchaus nichts sagen, als was sie hören möchten.

Für die vorzüglichste Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu ersetzen imstande wäre.

Die Vernunft in uns wäre eine große Macht, wenn sie nur wüßte, wen sie zu bekämpfen hätte. Die Natur in uns nimmt immerfort eine neue Gestalt an, und jede neue Gestalt wird ein unerwarteter Feind für die gute, sich immer gleiche Vernunft.

*

KATECHISATION

Lehrer:

Bedenk', o Kind! Woher sind diese Gaben?
Du kannst nichts von dir selber haben.

Kind:

Ei! Alles hab' ich vom Papa.

Lehrer:

Und der, woher hat's der?

Kind:

Vom Großpapa.

Lehrer:

Nicht doch! Woher hat's denn der Großpapa bekommen?

Kind:

Der hat's genommen.

(Goethe, Gedichte, Epigrammatisch, Erste Reihe)

PIERRE BRETON

Das Dilemma des französischen Sozialismus

Paris, im Juli 1949

Die starke Mehrheit, mit der der 41. Kongreß der Sozialistischen Partei Frankreichs das Verbleiben in der gegenwärtigen Regierungskoalition beschloß, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß dem Ergebnis lange, ausführliche und teilweise heftige Diskussionen vorausgingen. Seit Kriegsende stand auf jedem sozialistischen Parteikongreß die Regierungsbeteiligung im Mittelpunkt der Diskussion. Die Frage wurde von jedem Kongreß entschieden bejaht. Am diesjährigen Kongreß standen sich drei Richtungen gegenüber, die ihre Meinungen den Delegierten zur Entscheidung vorlegten.

Seit Kriegsende war die französische Partei in jeder Regierung vertreten. Ihre Teilnahme an der ersten Regierung de Gaulle sofort nach der Befreiung war gegeben. Nach dem Ausscheiden de Gaulles aus der Regierung bildeten die Sozialisten einen der Pfeiler der Dreiparteien-Regierung mit Kommunisten und Volksrepublikanern. Die dritte Periode der Regierungsteilnahme sah die Sozialisten allein mit den Volksrepublikanern und einigen radikalsozialistischen Elementen an der Regierung. Die Kommunisten waren in die Opposition übergegangen. Der rasche Aufschwung der gaullistischen Partei, die aggressiven kommunistischen Streiks bedrohten nicht nur die Regierung, sie stellten eine Gefahr für den Bestand der Republik dar. Die drei verschiedenen Anträge, die dem Kongreß vorlagen, zogen alle auf ihre Weise die Bilanz der bisherigen Regierungstätigkeit.

Der Antrag der Mehrheit der Parteileitung – der mit 1663 Mandaten angenommen wurde – stellt einleitend fest, daß es der Sozialistischen Partei durch die Regierungsteilnahme gelungen ist, die Republik vor den zwei Ge-